

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1994-1995)
Heft: 52

Artikel: Aus dem Berufsalltag einer Gemeindeschwester : immer erreichbar
Autor: Leibundgut, Yvonne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054212>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Berufsalltag einer Gemeindeschwester

Immer erreichbar

Ursula arbeitet seit Jahren in einer ländlichen Gemeinde im Zürcher Oberland als Gemeindeschwester. Ein ganz normaler Arbeitstag.

Von Yvonne Leibundgut

Kurz nach sieben, im Zürcher Oberland, ein sonniger Herbstmorgen. Frau Langhart, sechs- undneunzig Jahre alt, liegt vor ihrer offenen Balkontüre der kleinen und spärlich eingerichteten Einzimmerwohnung und wartet. Seit wann sie dort liegt und wieso sie in der Nacht oder am frühen Morgen aus dem Bett gestiegen ist, weiss sie nicht mehr. Aufstehen ist für die alte Frau unmöglich. Sie friert und ist auf Hilfe angewiesen. Als die Gemeindeschwester kurz vor halb acht das Zimmer betritt, ist ihr die Erleichterung im Gesicht abzulesen. «Grüezi, Schwöschter Ursula, guet, dass sie chömed», murmelt Frau Langhart. Schwester Ursula, seit siebzehn Jahren Gemeindeschwester in einer kleinen Gemeinde im Zürcher Oberland, versucht die alte Frau wieder auf die Beine zu stellen. Das ist gar nicht so einfach, da die Beine steif sind und nicht mitmachen wollen. Doch schlussendlich gelingt es Schwester Ursula, wie sie von ihren PatientInnen genannt wird, die Frau auf einen Stuhl zu zerren. Beide, Schwester und Patientin, sind ausser Atem. Dies sei der Alltag, erklärt mir Ursula. Oft steigen die alten Leute aus dem Bett und da sie nicht mehr gut zu Fuss sind, fallen sie um und können dann nicht mehr aufstehen. Ob das nicht viel zu schwer sei, eine Erwachsene, die sich kaum bewegen kann, aufzuheben, frage ich sie. Ursula lacht: «Ja sicher ist es zu schwer, die Leute können sich oft kaum bewegen und dann hebst du das ganze Gewicht und fragst dich am Abend, wieso dein Rücken schmerzt.» Doch wieder einmal haben sie es geschafft und nachdem sich die Patientin erholt hat, wird sie gewaschen und angezogen, das Frühstück vorbereitet: eine Scheibe Brot mit Confiture in kleine Häppchen geschnitten und Milchkaffee. So beginnt der erste Arbeitstag der Gemeindeschwester. Seit gestern Abend ist sie im Dienst, trägt ihren Pipser dauernd mit sich. Sie muss für die nächsten sechs Tage rund um die Uhr erreichbar sein. Am Tag besucht sie die PatientInnen, in der Nacht ist sie für Notfälle zuständig, doch diese sind selten. Die Arbeit ist auch ohne die nächtliche Einsätze anstrengend. Denn oft ist Ursula mehr als die Gemeindeschwester, sie ist auch Ansprechpartnerin und Ratgeberin für ganz andere Probleme. So erklärt mir Ursula: «Nach all den Jahren kenne ich die Verhältnisse einzelner Familien gut und dann werde ich auch manchmal zu familiären Problemen befragt, wenn es zum Beispiel Schwierigkeiten mit den

Kindern gibt oder wenn jemand nach einem Todesfall Mühe hat, damit fertig zu werden.» Da Ursula neben ihrem Beruf drei Töchter grossgezogen hat, hiess es oft, alles durchzuorganisieren, um alles unter einen Hut zu bringen.

Drei Schwestern, zwei Ärzte

In der Gemeinde arbeiten drei Gemeindeschwestern und zwei Ärzte. Die Ärzte bestimmen heute, welche Personen Anspruch auf einen Besuch der Gemeindeschwester haben. Dies war nicht immer so. Früher hätten sie noch selbst entschieden, wer besucht würde, meint Ursula. Alle sechs Wochen treffen sich die Schwestern mit den Ärzten. Die einzelnen Krankenberichte werden durchgearbeitet und das weitere Vorgehen besprochen. Ursula erzählt mir, dass sie mit einem Arzt ein wirklich gutes Verhältnis hätten. Er lässt die Schwestern vieles selbst entscheiden und berücksichtigt ihre Einschätzung und Beurteilung bei den Behandlungen. Die Schwestern haben einen viel engeren Kontakt zu den PatientInnen und kennen auch deren psychische Verfassung. Schwierig wird die Arbeit für die Schwestern, wenn ein Arzt sie nicht informiert. So gibt es zum Beispiel einen Arzt, der den Schwestern nicht erlaubt, den zuckerkranken PatientInnen den Blutzucker zu messen.

Doch bei Frau Ramsauer misst Ursula den Blutzucker. Die Frau, die seit einem Hirn Schlag halbseitig gelähmt ist, kämpft mit ihrem zu hohen Blutzucker. Ursula nimmt einen Tropfen Blut und untersucht ihn. 340 steht auf dem grauen Apparat. «Was händ sie geschter gässe?» Die Frau mit den verschmizten Augen lächelt. Sie weiss es, dass sie gestern, als sie auf Besuch war, nicht so viel hätte essen dürfen. Doch sich immer an die Diät zu halten ist schwierig. «D'Hilda hätt halt so guet koched», meint sie entschuldigend. Ursula spielt nicht die Moraltante, weist die Patientin kurz darauf hin, dass sie in nächster Zeit ein wenig vorsichtiger sein müsse. Ursula hat mit ihrer langjährigen Erfahrung das richtige Mass, mit den Leuten umzugehen, sie nicht wie Kinder zu behandeln, sondern als erwachsene Menschen, die eine eigene Verantwortung tragen. Das schätzen die Leute. Als wir wieder gehen wollen, deutet die Frau auf den Balkon und meint: «Ich han no öpis chlieses für sie.» Auf dem Balkon steht ein grosser Blumenstrauß. Sie sei halt froh, dass die Schwester Ursula immer komme und sich auch Zeit

nehme, um einmal über etwas anderes zu sprechen als den Blutzucker, erklärt mir die Frau.

Die Pflege ist nicht gratis

Früher waren die Hausbesuche für die PatientInnen kostenlos. Heute bezahlen sie für jede Stunde zwanzig Franken. Der Verein Spitex konnte die Kosten nicht mehr selbst tragen. Das habe, meint Ursula, die Arbeit ein wenig erschwert. Denn manchmal besucht Ursula auch ausserhalb ihrer Arbeitszeit ihre PatientInnen oder ehemalige PatientInnen. Früher haben sich die Leute über diese Besuche gefreut. Heute reagieren sie ein bisschen verwirrt, da sie nicht sicher sind, ob sie etwas für den Besuch zu bezahlen haben.

Der Verein hat zu wenig Geld, um die Schwestern umfassend weiterbilden zu lassen. Die angebotenen Kurse sind teuer und das nahegelegene Spital hat seine Kurse für auswär-



Die Gemeindeschwester ist für viele PatientInnen die einzige Verbindung zur Aussenwelt.

tige Schwestern gestrichen. Die Weiterbildung wurde jedoch von den Gemeindeschwestern gewünscht. Jetzt hat der Verein einen Fonds gegründet. Jede Gemeinde hat einen Beitrag für die Weiterbildung zu bezahlen und einmal im Jahr einen Kurs zu organisieren.

Die meisten Schwestern haben eine normale Schwesternausbildung gemacht, die nicht spezifisch auf den Beruf der Gemeindeschwester ausgerichtet ist. Es gebe zwar eine Gemeindeschwesternschule in Sarnen, erklärt mir Ursula, doch werde diese sehr selten besucht. Sehr viele Gemeindeschwestern arbeiten zuerst in einem Spital, bevor sie in die Gemeinde kommen.

Auffangen und aushalten

Wir besuchen in einem kleinen Weiler eine fünfzigjährige Frau, die seit Jahren stark depressiv ist. Ihr Mann hat sich gegen eine von der Gemeinde vorgeschlagene Internierung

gewehrt, er möchte, dass seine Frau zu Hause, in ihrer vertrauten Umgebung bleiben kann. Die Gemeindeschwestern kommen alle paar Tage, waschen und frisieren sie – es ist das Allernotwendigste. Die Frau ist kaum ansprechbar und als Ursula ihr zu ihrem Geburtstag gratuliert, beginnt sie zu weinen. Geburtstage oder Weihnachten seien immer schwierige Tage, meint Ursula. Sie versucht die Frau zu trösten, redet ihr zu. Manchmal, so meint sie, als wir das Haus verlassen haben und über eine holprige Strasse fahren, sei es schwierig, die Frau nicht aufzugeben. Man müsse voll da sein, es gehe nicht, während der Besuche an etwas anderes zu denken. «Manchmal lässt dich das Erlebte nicht los, auch wenn du weggegangen bist», erklärt Ursula.

Die psychische Belastung der Schwestern ist gross. Häufig ist die Schwester für die PatientInnen die einzige Verbindung zur Aussenwelt. Die Erwartungen der zumeist sehr alten PatientInnen sind hoch. Die Leute sitzen oft tagelang in ihren Zimmern, sind gesundheitlich nicht mehr fähig, alleine fortzugehen. Die Besuche von Verwandten oder FreundInnen sind selten. Sie warten, bis endlich die Gemeindeschwester kommt, in ihrem weissen Kittel, die Tasche am Arm. «Ah, ändlich», meint eine Frau, «ich han scho gmeint, sie heged mich vergässe.» Ursula lacht. Wir sind etwa zehn Minuten später da, als gewöhnlich. Ob sie schon wisse, dass ihre Tochter heute auf Besuch käme und ob sie sich nicht setzen möchte, um einen Kaffee zu trinken. Sie setzt sich eine Weile auf die Couch in der Stube und plaudert mit der Frau. Ursula schaut auf die Uhr. Sie muss weiter, andere PatientInnen warten. «Nämmed sie jetzt vo dene Schoggolädl», fordert die Frau Ursula auf, um sie noch ein wenig länger da zu behalten.

Es ist nicht einfach, den Weg zwischen medizinischer Betreuung und persönlichem Gespräch zu finden. Oft muss Ursula den PatientInnen klar machen, dass sie keine Zeit mehr habe, dass noch andere auf sie warten würden. Da bleibt manchmal nur noch die Freizeit. Wenn sie eine freie Minute habe, meint Ursula, gehe sie zu einer Patientin, nehme sie am Arm und gehe mit ihr spazieren. Sie wisse, wie wichtig dies für die Leute sei. Und auch der Stuhl in der Einzimmerwohnung, den Frau Langhart gebraucht hat, ist von Ursula. Den habe sie auf dem Flohmarkt gekauft, meint sie, als ob es das Selbstverständlichste auf der Welt ist.

Da Ursula vor allem ältere PatientInnen betreut, erfährt sie sehr viel über die Geschichte der Gemeinde und des Dorfes. Sie, die nicht hier aufgewachsen ist, die erst mit ihrer damals noch sehr jungen Familie in die Gemeinde gezogen ist und früher eher ein Stadtmensch war, auch lange im Ausland gelebt hatte, kennt heute vieles über das Denken der Leute. Viele seien, erklärt sie mir, nie aus dem Dorf herausgekommen, haben immer hier gelebt, der Hof sei von Generation zu Generation weitervererbt worden.

Viele Leute helfen sich, wenn sie krank sind, mit altbewährten Heilmethoden. Ursula kennt diese und bezieht sie in die Behandlung mit ein. Einer Frau, die von einer Katze in den Fuss gebissen wurde, empfiehlt sie: «Dänn mached sie halt en Schnapswickel.»

Büroarbeit

Eine Stunde am Tag, kurz vor Arbeitsschluss, arbeitet Ursula im Büro. Sie füllt Krankenberichte aus, schreibt die Zeiten der Besuche auf. Daneben ist das Büro offen für alle, die Krankenartikel brauchen: Krücken, Betteinsätze, Unterlagen und Verbände. Das Büro liegt im Industriequartier, im zweiten Stock, am Dorfrand und ist sehr umständlich zu erreichen. Nicht viele PatientInnen finden den Weg hierher. Deshalb verläuft die Bürostunde meistens ruhig.

Ein ungewohntes Bild, wie Ursula hinter dem grossen Schreibtisch sitzt und die Karteikarten ausfüllt. Die ruhige Arbeit des Büros steht in einem scharfen Kontrast zu der Arbeit mit den PatientInnen.

Es ist sechs Uhr abends. Ursula fährt nach Hause, viele winken ihr zu, alle kennen sie.

Vor der Metzgerei hält sie und kauft etwas für das Nachtessen ein. Feierabend – ausser es gebe noch Notfälle oder ein Todesfall – und dann muss sie hingehen, egal wie spät es ist. Und morgen wartet wieder kurz nach sieben Uhr Frau Langhart auf ihr Frühstück.

